

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 6

Artikel: General Zurlauben
Autor: Ernst, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

General Zurlauben

Von Fritz Ernst.

Im ersten der beiden erhaltenen Briefe Voltaires an den Baron Zurlauben heisst es unter anderm, man entdecke neuerdings so viele grosse Männer, dass Grösse nachgerade das Normalmass zu werden drohe. Wenn Voltaires Sarkasmus damals berechtigt war, so ist er es seither nur mehr geworden. Ich möchte aber gar nicht von einem grossen Manne schlechthin reden, sondern bloss von einem solchen, dessen Existenz ihren Sinn noch nicht verloren hat. Dabei bewegt mich hier wie beinah immer eine Meinung, die ich mir im Lauf der Zeit gebildet habe: dass nämlich Individuen mittlern Masses dem Geist der Zeiten und ihrer jeweiligen Gemeinschaften näher zu stehen pflegen, als die eigentlichen Genien, die allzu sehr in sich verflochten und an sich masslos sind. Um jene allgemeinen Bindungen ist es uns aber nun so sehr zu tun, dass wir zu ihrer besseren Erkenntnis gern bereit sind, auf den Schauer zu verzichten, der von den Gestalten des Grenzenlosen ausgeht. So sei uns denn auch hier verstattet, zu handeln von einem Offizier und Schriftsteller, der einem sterbenden Jahrhundert kostbare Geheimnisse abgelauscht und in einer durch Weitläufigkeit schwer fassbaren, keineswegs aber unfassbaren Form einem künftigen Jahrhundert aufbewahrt hat. In Augenblicken der Versenkung schienen sich uns diese Geheimnisse zart wie auf einem Transparent und doch unwiderstehlich abzuzeichnen.

Beat Fidel Anton Johann Dominikus von La Tour-Châtillon-Zurlauben, Erbherr von Hembrunn, Komtur des Ritterordens von St. Louis und französischer Generallieutenant, entstammte einer Familie, die ihre Herkunft ableitete von einem begüterten freiherrlichen Geschlecht des Wallis, dessen französischer Zweig die De la Tour du Pin in der Dauphiné gewesen wären: ein aus politischen Gründen aus dem Rhonetal emigrierter Spross hätte den Namen Zurlauben angenommen, ein Enkel desselben sich in Zug niedergelassen. Dieser Enkel erscheint um 1500 zwar nur in der bescheidenen Stellung eines Stadtzieglers, aber sieben seiner Nachkommen wurden Landammänner, zwei weitere erscheinen als Aebte von Rheinau

und einer als erster Fürstabt von Muri. Auch zu Land und Leuten, deren Verlust durch ihre Auswanderung verursacht worden wäre, sind die Zurlauben wiederum gekommen: Ludwig XIV. verlieh einem der ihren die elsässische Herrschaft Wilerthal, ein Gebiet von sieben Stunden in der Länge und vier Stunden in der Breite, das ausserdem zur Baronie, später zur Grafschaft erhoben wurde. Diese mannigfachen Aemter und Würden verdankten die Zurlauben allesamt dem Fremden- dienst, dem wir zuerst bei den Söhnen jenes Stadtzieglers begegnen; zwei derselben fielen unter Franz I. bei Bicocca, zwei andere überlebten die Schlacht von Pavia; von seinen Enkeln und Urenkeln starben fünf den Heldentod in den Hugenottenkriegen, während ein sechster sich dergestalt auszeichnete, dass Karl IX. ihm eine seiner Lilien ins Familienwappen stiftete: während der ganzen Dauer des Ancien Régime ward das Treueband um die königliche Blume und die geadelten Zurlauben nicht gelöst. Unzählig sind die Wunden, vernarbte und tödliche, welche Träger dieses Namens von da an wie zuvor im Dienste Frankreichs davontrugen. Wir wählen als Beispiel nur das Jahrhundert vom Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges bis zum Friedensschluss von Utrecht und Rastatt, das Jahrhundert, in welchem die französische Monarchie die innere Autorität verstärkte, nach aussen die habsburgische Umklammerung sprengte, ihr Gebiet gegen den Rhein und die Pyrenäen mächtig zu erweitern und jenseits derselben eine verwandtschaftlich-freundschaftliche Regierung einzusetzen vermochte. In einem so entscheidenden, nach seinen Auswirkungen über sich hinausweisenden Zeitraum finde ich u. a. folgende Zurlauben, die sich mit den Waffen darum verdient gemacht: Konrad, der unter dem Herzog Rohan im Veltlin ein Regiment kommandierte; dessen drei Söhne Franz, Beat und Heinrich, die bei Montauban, in der Picardie und der Champagne, bei den Belagerungen von La Rochelle, Bapaume und Aire kämpften; des letztgenannten Heinrich Neffe gleichen Namens, der sich auszeichnete in Katalonien, in Norditalien und in Nordfrankreich; dessen jüngerer Bruder Konrad, der hoch hervorragte bei den Belagerungen von Bellegarde und Puigcerdà und begraben ist in Perpignan; drei Neffen von ihm, namens Beat Jakob, Beat Franz und Beat Heinrich Joseph, die alle

drei in offener Feldschlacht fielen, und zwar bei Höchstädt, bei Steenkerque und bei Ramillies; des erstgenannten Beat Jakob zwei Söhne, Beat Franz Placidus und Beat Ludwig, die beide bei Oudenaarde ihren Mann stellten... Ich verstehe, dass Beat Ludwigs Sohn, unser Baron Zurlauben, die allbekannt gewordne Anekdote, die sich vor dem Sonnenkönig zugetragen, gern zu wiederholen liebte. „Sire“, sagte der Kriegsminister Louvois zu Ludwig XIV., „wenn Ihre Majestät und Ihre Vorläufer all das Geld noch hätten, das Sie den Schweizern gaben, so könnten Sie die Strasse von Paris bis Basel mit Goldstücken pflastern“. Worauf der anwesende Bündner Oberst Stuppa beizufügen sich nicht enthalten konnte: „Sire, das mag wohl sein, aber mit dem Blut, das meine Nation für Sie und Ihre Ahnherren vergoss, könnte man auch ein Kanalbett von Basel bis Paris ausfüllen“.¹⁾

In Beat Fidel v. Zurlauben floss Soldatenblut auch von Mutters Seite. Deren Vater, kaiserlicher Reiteroberst, ist Kommandant des Hohentwiels während des Schwedenkriegs gewesen. In Beat Fidel überwog aber die väterliche Tradition: mit zehn Jahren kam er 1730 nach Paris und alsbald ins Collège des Quatre-Nations, eine Stiftung des Kardinals Mazarin, getauft nach der Zahl der von ihm gewonnenen Provinzen und bestimmt für die Erziehung der aus jenen Grenzländern stammenden vornehmen Söhne. Zurlauben war der erste und der letzte Schweizer, der darin Aufnahme fand. Sébastien Mercier, in seinem kolossalen „Tableau de Paris“, hat über die genannte Schule, die heute das Institut de France beherbergt, viel Böses gesagt. Dabei mochte in Betracht fallen, dass sie nicht, wie Mercier lieber gesehen hätte, Vorläufer der Demokratie, als vielmehr Diener der Monarchie aufziehen wollte. Das war aber nicht engherzig gemeint. Gleichermassen um eine Stätte des Edlen wie des Adels sollte es sich handeln. Das ging deutlich hervor aus dem Schatz, den das vielbesuchte Haus nach

¹⁾ Es ist bezeichnend, dass Zurlauben eine höfischere Variante wählte, als die gemeinhin angenommene, wonach der König selber der eine der beiden Gesprächspartner gewesen wäre. Vgl. H. Caviezel, „General-Lieutenant Johann Peter Stoppa und seine Zeit“ (XXII. Jahresbericht der hist. antiq. Gesellschaft von Graubünden, Chur 1892) S. 53 f. (Stoppa ist die italienische, Stuppa die französische Namensform dieses Clefner Geschlechts).

dem Willen des Stifters beherbergte — ein köstlicher Schatz, der wohl imstande war, einem empfänglichen Gemüte die entscheidende Richtung zu geben: die bis heute berühmt gebliebene Bibliothèque Mazarine. Offenbar hat der junge Schweizer damals den Grund gelegt zu seiner Beherrschung der alten Sprachen, die ihm später den spielenden Umgang mit den mittelalterlichen Urkunden und Chroniken, die Planung kritischer Klassiker-Ausgaben und die wirkliche Drucklegung einer Uebersetzung aus dem Griechischen ins Lateinische gestattete. Er muss übrigens die Mazarin'sche Schöpfung dauernd gewürdigt haben — wenigstens lässt sich eine viel spätere Briefstelle, worin er sich der Auffassung der Ueberlegenheit des Klassenunterrichts über den individuellen anschliesst, auf diese Weise deuten. Zurloben ist aber auch eines individuellen Unterrichts teilhaftig geworden, und zwar im rechten Augenblick und durch den rechten Mann: nach Verlassen des Collège des Quatre-Nations kam er in die Obhut des Historikers, Pädagogen und mehrmaligen Rektors der Pariser Universität Charles Rollin. Sein Schüler sprach von ihm noch im hohen Alter nicht anders als von seinem „premier maître“. Und diese Bezeichnung ist offenbar nicht im Sinn der Zeit-, sondern der Wertfolge aufzufassen: Zurloben wollte damit sagen, dass ihm zeitlebens nichts über Rollin ging. Er stand auch nicht allein mit dieser Auffassung. In den schönen Briefen Friedrichs des Grossen an Rollin sagt der König einmal, er sehe mit Befriedigung, dass der Gelehrte sich nicht nur vorgenommen, die Jugend zu unterrichten, sondern eine ganze Nation zu bilden. Der Geist nun, der diese Bildung beherrschte, war derjenige der Jansenisten, deren mitangefochtener Freund und Verteidiger Rollin gewesen ist. Wenn wir uns um die Elemente bemühen, die auf Zurloben wirkten, so durften wir den Hauch, der ihn von Port-Royal her anwehte, unmöglich übergehen. Es ist als ob derselbe ihn bis ans Ende seines Lebenswegs vor der luxuriösen Weltlichkeit bewahrt hätte, die sein Jahrhundert im übrigen bestimmte. Das hat besonders dann etwas Erstaunliches, wenn wir bedenken, wie kurz die Zeit dieser geschlossenen moralisch-intellektuellen Einwirkungen gewesen ist: mit fünfzehn Jahren trat Beat Fidel v. Zurloben als Fähnrich in die Schweizergarde ein.

Der Gardefähnrich v. Zurlauben durchlief rasch eine ehrenvolle Laufbahn: mit siebzehn Jahren ist er Leutnant, mit vierundzwanzig Hauptmann, mit siebenundzwanzig Brigadier, mit zweiundvierzig Feldmarschall, den Dienst quittiert er sechzigjährig als Generalleutnant, während die auf ihn getaufte Kompagnie, in Ermangelung männlicher Nachkommen Zurlaubens, auf einen seiner Schwiegersöhne überging. Wenn sein Avancement und die ihm erwiesenen Gunstbezeugungen auch durch Herkunft und Staatsinteresse mögen mitbedingt gewesen sein, so berechtigt doch nichts dazu, ihm Tüchtigkeit und Tapferkeit abzuerkennen. Die beiden kriegerischen Zusammenhänge in denen er mitgewirkt, waren der Oesterreichische Erbfolgekrieg an der Seite Preussens und der Siebenjährige Krieg gegen Preussen. Sein Operationsgebiet lag das eine Mal in Belgien, das andre Mal in Westdeutschland: er stand 1745 bei Fontenay und kam 1762 bis vor Kassel; mehr als einmal wurden seine Truppen dezimiert. Gern hätte ich ihn aus bewiesener Anschauung im Kugelregen, Fahnen rettend oder gar erbeutend vorgeführt. Aber meine Quellen reichen dazu leider nicht. Ich finde im Tagebuch des jungen Isaak Iselin nur den Offizier Zurlauben, der in Versailles auf Wache geht und, in seiner eignen Schilderung, den Höfling Zurlauben, der höchstgestellten Prinzen, den spätern Königen Ludwig XVI., Ludwig XVIII. und Karl X. bildende Gesellschaft leistet²⁾. Das scheint bezeichnend. Aber noch bezeichnender ist, dass die handgreiflichen Bekundungen seines militärischen Geistes vor allem in seinen Schriften zu finden sind. Hier gedenken wir in erster Linie seiner Auslegung und Uebersetzung eines spätgriechischen Autors, worauf wir im vorangehenden Abschnitt hingedeutet, seiner Bemühungen um Onosanders „Feldherrnkunst“. Es handelt sich dabei um den Moraltraktat eines im übrigen unbekannten Schriftstellers platonischer Richtung aus der Zeit des Kaisers Claudius, also des ersten Jahrhunderts unserer Aera. Das Büchlein wurde aber mehr als zu seiner Zeit von den

²⁾ Ferdinand Schwarz, „Isaak Iselins Pariser Tagebuch 1752“, Basel 1919, S. 20; Zurlauben, „Lettre à M. le P. H. sur la vie de Guillaume Tell“, Paris 1767: ich habe die hübsche Szene mitgeteilt in meinem „Wilhelm Tell. Blätter aus seiner Ruhmesgeschichte“, Zürich 1936, S. 79 ff.

Humanisten des 16. und den Aufklärern des 18. Jahrhunderts geschätzt, und zwar aus eben dem Grunde, aus welchem der Prince de Ligne sich über dasselbe lustig machte: weil darin ein Philosoph über den Krieg spreche „comme un docteur de Sorbonne“. Denn das ist vielleicht seine empfindlichste Schwäche, dass es einem Vorgang wie dem Kriege gegenüber, der mit einem Elementarereignis so viel Aehnlichkeit besitzt, die sittliche Subtilität ins Feld führt. Auf alle Fälle für die Schrift charakteristischer als die Anweisungen für Aufmarsch, Gefecht, Verfolgung, Front und Reserve, Befehle und Signale, Ermahnung und Belohnung, ist die dem Unvollkommenen entrückte Gestalt des Führers, der fest ist ohne Härte, mutig ohne Tollkühnheit, mässig im Sieg und ungebrochen in der Niederlage. Aber das Bemerkenswerteste an Zurlaubens Onosander-Ausgabe finde ich in Zurlaubens kurzem Vorwort, da wo er, ganz am Schluss, von der Berechtigung zu Lob und Tadel handelt und beispielsweise meint, ein Schwerin dürfte im Grunde nur von einem Daun beurteilt werden. Dies ganz zu würdigen, bedenke man, dass einer des andern und Zurlauben selber nacheinander beider Gegner war. Der Soldatenstand ist schon dadurch gerechtfertigt, dass er von allen menschlichen Gefühlen dasjenige verkörpert, das sich auf deren Stufenleiter unstreitig zu höchst befindet: die Ritterlichkeit.

Die literarische Tätigkeit Zurlaubens, auf die wir damit eingetreten sind, war für ihn keine Nebenbeschäftigung: sie hat vielmehr einen Umfang angenommen, der über ein gewöhnliches Lebenswerk hinausging. Es wird uns nicht gelingen, eine Gesamtvorstellung desselben zu erwecken: wir müssen uns begnügen, seine hervorstechenden Seiten festzuhalten. Dabei ist auszugehen von Zurlaubens akademischer Zugehörigkeit. Die modernen Akademien überhaupt stellen seit dem 17. Jahrhundert eines der schönsten Kapitel europäischer Geistesgeschichte dar. Zuweilen bescheidensten Ursprungs, gelangten sie durch die Verbindung von Gelehrsamkeit mit Fürstenstolz zu massgebender Entfaltung. Die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, hervorgegangen aus dem Schosse ihrer ältern Schwester, der Académie Française, bildete ursprünglich nur eine Kommission zur praktischen Beratung für Denkmals- und Münzinschriften. Eine derartige Tätigkeit, historisch orientiert und

wissenschaftlich ausgebaut, ergab gleichsam von selbst die Disziplinen der Epigraphik und der Numismatik. Die grosse Zeit der genannten Körperschaft aber begann mit der Reorganisation im Sommer 1701. Ihr alsbald weitreichender Ruf erhellte aus den Besuchen von Zar Peter I., Kaiser Joseph II. und Friedrich des Grossen Bruders Prinz Heinrich, während der Sultan von Konstantinopel köstliche Handschriften stiftete. Ehe der Baron von Zurlauben sein drittes Dezennium vollendet, noch sich ein erkennbares literarisches Verdienst erworben hatte, ward ihm zuteil, als Pair in dieses Oberhaus des Geistes einzutreten. Tatsächlich hat er sich darin während mehr als vierzig Jahren mit angeborner Selbstverständlichkeit bewegt. Die Liste der ausländischen Mitglieder der Inschriften-Akademie zählte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein halbes Dutzend ausländischer Namen, darunter den polnischen Fürsten Massalski, den römischen Kardinal Antonelli und den Göttinger Orientalisten Heyne. Aber während diese, die fern von Paris lebten, in der Akademie nie das Wort ergriffen, sprach Zurlauben, der am Orte weilte, wenn ich recht zählte, vierzehnmal. Er pflegte Personen- und Sachfragen hauptsächlich der burgundischen, merowingischen und karolingischen Geschichte zu behandeln. Was immer es aber war, so fiel beinahe jedesmal ein Glanz auf seine Heimat. Nur zwei Themen Zurlaubens, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit dem Hochmittelalter entnommen, möchte ich namentlich erwähnen. Das eine, bei Gelegenheit seines ersten akademischen Auftretens im April 1749, betraf die Entstehung der XIIIörtigen Eidgenossenschaft. Dabei geschah es, meines Wissens ohne Präzedenz, dass Wilhelm Tells Befreiungstat einem französischen Publikum erzählt worden ist. Das andre Thema, auf das ich ausdrücklich hinweisen möchte, betrifft Zurlaubens Analyse vom 9. März 1773 der berühmten, damals dem König von Frankreich gehörenden Minnelieder-Handschrift, die unlängst ein Zürcher dem Druck übergeben hatte. Mit rührenden Versuchen und vaterländischem Hochgefühl, erwogener Beispiele sich bedienend, entwickelte der gelehrte Offizier Gedankengänge, die einst zusammengefasst heissen sollten: „De l'Allemagne". Dieser Zusammenhang entbehrt nicht des Reizes. Vor allem aber, welch ein Zeitalter, da ein Schweizergarde-Oberst in Paris öffent-

lich deutsche Lyrik rezitierte! „M. le baron de Zurlauben“ — sagt das Akademie-Protokoll — „dans la crainte d'étouffer sous la parure française les graces naïves des muses allemandes, s'est imposé la loi de traduire le plus littéralement qu'il lui était possible”.³⁾

Zurlauben hinterliess zwei Monumentalwerke: das eine, geschrieben zu Beginn seiner literarischen Laufbahn und betitelt „Histoire militaire des Suisses au service de la France”, sozusagen eine erweiterte Zurlauben'sche Familiengeschichte, darf nach dem über sie schon Vorgebrachten hier übergangen werden — das andere, geschrieben am Ende seiner literarischen Laufbahn und betitelt „Tableaux topographiques, pittoresques, physiques, historiques, moraux, politiques, littéraires de la Suisse”, ist bei seiner ungewöhnlichen Komplexität schwerer zu umschreiben und nicht einmal nach seiner Entstehung ohne Umschweife feststellbar. Sein Anreger war Jean-Benjamin de la Borde⁴⁾, der heute zwar vergessen, aber ein Liebling seiner Zeit gewesen ist: er verkörperte die geniesserische Seite des Ancien Régime und büsste dafür ohne andern Grund auf dem Schaffott wie Tausende von seinesgleichen. Ganz auf Verfeinerung des Gesellschaftslebens eingestellt, war er, sofern man das Wort ohne einen Schatten von Herabsetzung gebraucht, ein eigentlicher „maître de plaisir”. Und er war es auf eine durchaus produktive Art und Weise, als Komponist Voltaires, als Intendant der königlichen Spiele, als Herausgeber von Prachtwerken. Dieselben galten ausnahmslos Länderdarstellungen: Frankreich, Italien, der Schweiz. Das letztgenannte Werk erreichte einen so durchschlagenden Erfolg, dass De la Borde sogar die etwas anstössige Einladung erhielt, sein rechtswidrig nachgedrucktes Werk zu subskribieren. Gewidmet waren die begehrten Bände dem Comte d'Artois, dem spätern König Karl

³⁾ „Observations sur un manuscrit de la bibliothèque du roi, qui contient les chansons de trouvères ou troubadours de la Souabe ou de l'Allemagne.” (Histoire de l'Acad. royale des inscr. et belles lettres, Bd. 40. Paris 1780, S. 154 ff. Zurlaubens vorher erwähntes „Précis de l'Histoire Helvétique” scheint nicht in den Akademie-Berichten zu stehen, dagegen hat Zurlauben es erweitert aufgenommen in seine „Hist. milit. des Suisses au service de la France”, Bd. 1, Paris 1751, S. 34 ff.

⁴⁾ Jacques de Visme, „Un favori des Dieux. Jean-Benjamin de la Borde (1734—1794)”, Paris 1935, Editions Eugène Figuière.

X., damals Ehrenkommandanten der Schweizergarde: kein anderer Name, sagt die Widmung, hätte selbst vom Standpunkt der Schweiz aus Blätter zieren dürfen, in denen Ereignisse behandelt werden, „welche diese hochherzigen Republikaner Europa bekannt machen sollen als eine Macht, welche politisch interessant und menschlich schätzenswert ist“. Solchem Ziel strebte die Publikation auf zwei Wegen zu: durch eine Fülle von Illustrationen, die von einem ganzen Stab junger Künstler sehr ungleicher Begabung beschafft wurden; sodann durch einen kolossalen Text, der im grossen Ganzen der Feder eines Einzigen zu verdanken war, wie die Widmung sich ausdrückt, „besonders einem achtbaren Offizier, von Herkunft Schweizer, ebenso ausgezeichnet durch Geist und Wissenschaft wie durch seine Geburt“. Der mineralogische Teil stammt von dem Naturforscher Besson, der im Werke selber gelegentlich vorgestellt wird als „freilich wenig bekannter, wenn auch sehr verdienter Autor“. Die Leistung des hauptsächlichsten Autors wird dadurch in ihrem Wesen offenbar nicht angetastet. Von den beiden Ausgaben der „Tableaux“, die ich abwechselnd benützte, enthält die eine, in Grossfolio, neben der Titel-Gravüre De la Borde's nur noch die Zurlaubens; die andere, in Kleinfolio und aus dem Besitz des einstigen Klosters Rheinau, die handschriftlichen Worte: „Ex Dono Auctoris L. B. Zurlauben — vom Verfasser Le Baron Zurlauben“.

Zurlaubens Schweizerische Topographie ist gesättigt mit eigener Anschauung. Nur das Erlebnis konnte ihn sagen lassen, die Urner seien gedrungener Gestalt, „ähnlich den Tannen, die bergwärts immer kleiner werden“. Stilistisch ist Zurlauben belastet mit der Rhetorik des alternden Klassizismus Frankreichs. Um die bedenkliche Seite der neuen Textilindustrie am Vierwaldstättersee hervorzuheben, bemerkt er, die Gersauer vergässen, „dass Herkules mit Spinnen seine Kraft und seinen Ruhm einbüsste“. Inhaltlich aber ist Zurlauben nicht zu vergleichen mit einem Werk seiner eigenen, sondern mit einem solchen des 15. Jahrhunderts, nämlich Albrecht von Bonstettens 1479 vollendeter „Confoederationis descriptio“. Man könnte vermuten wollen, zwischen den knapp zwanzig lateinischen Seiten des Einsiedler Dekans und den mehr als zweitausend französischen des Zuger Generals bestünden kaum Ge-

meinsamkeiten. Die Nachprüfung führt zum gegenteiligen Ergebnis: der Humanist und der Aufklärer entsprechen sich erstaunlich. Aus dem Bund der VIII wurde der Bund der XIII Alten Orte, aus der ursprünglichen Gleichmässigkeit eine ungeahnte Vielfalt, aus der morgendlichen Jugendfrische eine bejahrte Historizität. Aber mächtige Grundgefühle binden die entfernten Zeiten aneinander. Für Bonstetten ist der Berg der Mitte: „mons Regina, quem veteres montium reginam dicebant — die Rigi, die bei den Alten Königin der Berge heisst“. In des Felsens Innern hausen Engel, lobend mit himmlischem Gesang den Herrn, bei aufmerksamem Ohr bis auf den Fusstritt der heiligen Schar zu hören. Für Zurlauben ist der Berg der Mitte: „Gotthard, c'est à dire Dieu-très-haut — d. h. Allerhöchster Gott“. Denn keltisch bedeute des Wortes erste Silbe wie im Deutschen „Gott“, die zweite aber „Allerhöchst“; des Berges Geschichte bestätige übrigens seinen Namen; auf seinem Gipfel hätten vor der Offenbarung die Taurisker die Sonne angebetet. Bonstetten wie Zurlauben mussten für ihre sakralen und linguistischen Behauptungen den Nachweis schuldig bleiben. Umso mehr gelingt er ihnen auf näher liegenden Gebieten. Was Zurlaubens Darstellung der Schlacht von Morgarten anbetrifft, so hat man sie noch in unsrer Zeit mit seiner Ortskenntnis verteidigen und ihn selber in einem andern Fall vor dem Vorwurf der Erdichtung durch Auffindung eines originalen Textes retten können⁵⁾. Vor allem aber erscheint bei Zurlauben die Bundes-Freude Bonstettens in der Steigerung zu eigentlicher Bundes-Sittlichkeit. Die eidgenössische Geschichte erhärtete im Laufe der Jahrhunderte doch immer mehr die Irreduktibilität der Glieder. Es folgte aus dieser Urtatsache zwangsläufig eine ganz bestimmte Politik, für welche bloss die Formel fehlte. Ich finde diese Formel in einem spätern Brief Zurlaubens, der den Ausdruck enthält: „la tolérance pa-

⁵⁾ A. Schindler: „Zurlauben am Morgarten“ (1908); A. Roulin: „L'Anonyme de Fribourg“ im Anz. für Schw. Gesch. (1919); über den Sonnenkult auf dem Gotthard hielt Zurlauben einen hernach gedruckten phantastischen Vortrag an der Oltener Tagung der Helvetischen Gesellschaft von 1782: „Le soleil adoré par les Taurisques sur le mont Gotthard“. Die Kernstelle daraus kehrt beinahe wörtlich wieder in der Fortsetzung der „Tableaux“, womit ein beispielhafter Anhaltspunkt für deren Entstehung gegeben ist. Vgl. Bd. 2, Paris 1786, S. 308

triotique". Und ich finde den verbindlichen Kommentar dazu im Werk selber, bei Gelegenheit des Landfriedens von 1657, dem Zurlauben glaubte zuschreiben zu dürfen: „la générosité confédérale“.

Die auffälligste Eigenschaft Bonstettens ist ein betontes Nationalbewusstsein. Auf jeder Seite fast verkündet er die schweizerische Unbesiegbarkeit. Man muss zugeben, dass die knappen zwei Jahrhunderte und vor allem die letztvergangnen Jahre, die für ihn die Geschichte sind, ihn durchaus bestärken durften in seinem masslosen Stolz. Wir hören das Echo der Sieger von Grandson und Murten, wenn wir bei Bonstetten lesen, der helvetische Waffenruhm sei über Land und Meer erklungen: „über den Gipfel hinaus, den er erreicht, sei ein höherer nicht denkbar“. Von 1480 bis 1780 verändert sich die darin ausgesprochene Weltoffenheit. Für Zurlauben ist die Schweiz „le superbe donjon de l'Europe — Europas stolze Feste“. Aus dem Vollbesitz ursprünglicher Kraft wurde das Gefühl der Sekurität. Und wirklich ist Zurlauben einer ihrer beredtesten Zeugen. Seine dahin zielenden Beteuerungen werden unterstrichen und vertieft durch einen fast dämonischen Hang zur Liebenswürdigkeit in Verbindung mit dem Aberglauben des Jahrhunderts, dass die Barbaren ausgestorben seien. Bei seinem erstaunlichen Talent, Schönheitsfehler zu übersehen oder als nebensächlich abzutun, war er überzeugt, den heimatlichen Staat im Zustand innerer Befriedung und äusserer Respektierung vorführen zu dürfen: nichts und niemand bedroht die beste aller Welten. Und wenn die Torheit dennoch auf einen so verwegenen Gedanken kommen sollte, was verschlüge das? An der Wehr, die ihr entgegenträte, müsste sie zerschellen. Die Arsenalen strotzen von erprobten Waffen und jedes Haus ist ja ein Zeughaus. Jede Bürgerschaft und jede Talschaft wartet nur auf den Augenblick, um neuen Glanz zum alten Glanz hinzuzufügen. Das Schlimmste, was eintreten konnte, war ein neuer Sieg. Wunderbare Zahlen unterbreitet Zurlauben dem Leser: schon für ein so kleines Gebilde wie Appenzell 10'000, für Freiburg 17'000, für Luzern 24'000, für Graubünden 50'000 Kombattante; für Zürich allein 40, für Bern gar 89 Bataillone. Er berechnet für das gesamte Land, bei einer Bevölkerung, die diejenige des 20. Jahrhunderts nicht einmal zur Hälfte er-

reicht haben dürfte, eine kriegstüchtige Mannschaft von über 300 000 Mann... Zwei zum Verwechseln ähnliche Geschwister, nämlich die Wahrheit und der Irrtum, begleiten die Individuen und die Völker durch Leben und Geschichte. Zurlauben, dem niemand ein beträchtliches Mass von Wissen und Erfahrung streitig machen kann, glaubte am idyllischen Vorabend der schweren Katastrophe von 1798, die er erleben, und der nachfolgenden Knechtschaft, die er nicht überleben sollte, dem Volk der Hirten zutrauen zu dürfen, dass es bei nahender Gefahr „frühmorgens zu den Waffen eilen und den Feind, wo immer, zu Paaren treiben würde, um auf den Abend dieses selben Tags an den eignen Herd zurückzukehren“.

Zurlauben wandte sich nach Abschluss des dargelegten Werkes wiederum dem Ufer zu, von wo er vor Zeiten ausgegangen. Nach Paris und Versailles bedeuteten Zug und der Zurlaubenhof eine kleine Welt. Die Tagsatzungen, an denen er erschien, behandelten Fragen von beschränkter Historizität. Die Helvetische Gesellschaft, der er angehörte, stellte eine bescheidene Akademie dar. Der Rebensaft gar, den die Heimat ihm kredenzte, wusste nichts von der Süssigkeit Burgunds. Bei aller vaterländischen Verbundenheit konnte er sich bei Gelegenheit einer Weinlese am Zugersee nicht enthalten, das Wort eines französischen Gesandten beim Besuch des Zürcher Staatskellers zu wiederholen: „qu'il n'avait jamais vu tant de vinaigre à la fois“. Die nicht erlahmende Verehrung der jungen Generation konnte ihm ein Balsam sein: der Verfasser der besten damaligen Stadtgeschichte, der Basler Zunftmeister Ochs, und der nicht übertroffene Geschichtsschreiber des Alten Bundes, Johannes Müller von Schaffhausen, bekannten sich zu ihm. So wäre er gleichwohl in ein friedevolles Abendrot eingegangen, hätte er sich nicht unvermutet vor einem schrecklichen Fanal gesehen. Man hat nie versucht, auch nur annähernd die Summe der durch die französische Revolution und Invasion verursachten schweizerischen Schmerzen aufzustellen. Ginge man je daran, so würde Zurlauben mit einem ansehnlichen Beitrage erscheinen. Dass er auf eine solche Schicksalswende mangelhaft vorbereitet war, kann nicht nur Gegenstand des Vorwurfs sein. Als Sohn seines Volkes wie als Spross seines Stammes war er um die Nachbarmonarchie verdient. Es hat etwas Begreif-

liches an sich, wenn er sich gerade in diesem Fall nicht hatte ausmalen wollen, dass in der Politik der Undank keine Grenzen kennt... Beat Fidel von Zurlauben starb als letzter seines Namens im letzten Jahr seines Jahrhunderts. Wir besitzen eine andächtige Schilderung seines im Zuger Gottesacker frisch aufgeworfenen Grabes aus der Feder eines hiefür vorbestimmten Zeugen: Johann Heinrich Meister. Er würde wahrscheinlich nicht widersprochen haben, wenn man vorgeschlagen hätte, auf das inschriftlose Kreuz zu schreiben: „Hier ruht die alte Eidgenossenschaft“.

Denn so verhielt es sich. Die Umstände aber erheischen zum kurzen Nekrolog einen kurzen Epilog. Der Schüler des Collège des Quatre-Nations hatte zeitlebens einen erbten Schatz geäufnet und gehegt, eine an neuntausend Bände reichende Bibliothek, deren Wert er durch eine Handschriftensammlung noch verdoppelte. Das Ganze stellte ein Kulturdokument und dazu ein Arbeitsinstrument ersten Ranges dar. Seit dem Ausbleiben der französischen Pension sah sich der General auf neue Subsistenzmittel angewiesen: er verkaufte seine Bibliothek an das ihm befreundete Kloster St. Blasien im Schwarzwald gegen eine Anzahlung und eine Jahresrente, wobei ihm überdies das Benutzungsrecht der Bücher im eignen Haus bis an das Lebensende zugesichert war. So musste sich der alte Herr nicht trennen von dem letzten, was ihm blieb. Aber der postume Teil der Abmachung ging nicht in Erfüllung. Der Umsturz hatte mit neuen Verhältnissen neue Bedürfnisse geschaffen. Das Bestreben der Helvetischen Regierung ging auf Errichtung einer ganzen Anzahl kultureller Institute, darunter einer Landesbibliothek. Auch Zurlaubens Hinterlassenschaft ward unter Sequester gestellt und der Abt von St. Blasien bewogen, auf die Durchführung des Kaufsvertrags gegen Rückerstattung der bezahlten Summen zu verzichten. Die Helvetische Republik ging aber an sich selbst zugrunde, ehe sie ein einziges ihrer Nationalinstitute ins Leben gerufen hatte: der starre Kunststaat machte binnen eines Lustrums den gewordenen Teilen Platz. Wo solche aus früherer Untertanenschaft zur Gleichberechtigung erhoben wurden, bedurften sie auch des dazugehörigen Schmucks. Der neugeschaffene Stand Aargau erwarb aus der helvetischen Li-

quidationsmasse Zurlaubens Bücher und Handschriften als Grundstock einer eigenen Kantonsbibliothek. Seither besitzt Aarau ein wissenschaftliches Wallfahrtsziel. Unter den ersten, die es so verstanden, erschien daselbst Freiherr vom Stein auf der Suche nach Urkunden für seine „*Monumenta Germaniae historica*“.

PS. Dass die Biographie des Generals Zurlauben noch so wenig gefördert ist, hat eine doppelte Ursache. Sein Lebenslauf und seine Schriften bewegen sich in jenem Grenzgebiet von politischer und literarischer Geschichte, das nur zu leicht übersehen wird. Immerhin liegen schon etliche biographische Skizzen über ihn vor. Die Seiten Leonhard Meisters über Zurlauben („*Helvetiens berühmte Männer*“, Bd. 2, Zürich 1784, S. 237 ff.) haben den besonderen Wert, dass der General selber das Material dazu lieferte und infolge davon sich ebenso getreu wie erfreulich geschildert fand. Zurlauben schrieb am 7. Oktober 1784 an Meister: „*Grace à votre pinceau biographique, je vivrai dans la réminiscence de la postérité.*“ Die jüngste Skizze Zurlaubens erschien aus der Feder Wilhelm J. Meyers in Martin Hürlimanns Sammelwerk „*Grosse Schweizer*“, (Zürich 1938, S. 363 ff.) Dazwischen ist unseres Gegenstandes aus verschiedenen Gründen gedacht worden. Georg v. Wyss umriss die Stellung des Zuger Generals innerhalb der schweizerischen Geschichtschreibung („*Geschichte der Historiographie in der Schweiz*“, Zürich 1895, S. 289 f.). Heinrich Kurz begann 1857 begründeterweise die geschichtliche Einleitung seines Kataloges der Aargauischen Kantonsbibliothek mit einem Lebensbild Zurlaubens. Im nämlichen Zusammenhang gedenkt seiner Hermann Escher in der Studie „*Die schweizerischen Bibliotheken in der Zeit der Helvetik*“ (Zeitschrift für schweizerische Geschichte, XVI. Jahrg. 1936, S. 294 ff.). Zurlaubens Nachlass einschliesslich seiner Korrespondenz, im In- und Ausland verstreut, wenn auch grossenteils in Aarau konzentriert, ist schwer zu übersehen. Hier harrt der Initiative eine lockende Aufgabe. Dem Verfasser des vorstehenden Artikels standen in verdankenswerter Weise Zurlaubens Briefe an Lavater, Leonhard Meister und den Obmann Füssli (in der Zürcher Zentralbibliothek aufbewahrt), sowie die an Isaak Iselin (im Basler Iselin-Archiv) zur Verfügung.